

Musik ist doch (k)ein Kinderspiel

► Während meiner mehr als 20-jährigen Unterrichtstätigkeit als Instrumentallehrerin habe ich eine Vielzahl an Schülerpersönlichkeiten kennenlernen dürfen. Bei einer ungefähren Unterrichtsverweildauer zwischen zwei bis sechs Jahren, und mit einer durchschnittlichen wöchentlichen Anzahl von ca. 30 bis 35 SchülerInnen im Einzel- und Gruppenunterricht, habe ich in meinem Leben ungefähr 250 SchülerInnen das Geigen- und Bratschenspiel beigebracht. Darunter waren eine Vielfalt unterschiedlicher musikalischer Persönlichkeiten. Im Gegensatz zum Schulunterricht, der mit ca. 30 Kindern durchgeführt wird, findet der Instrumentalunterricht auf einer mehr persönlichen und individuellen Basis im Einzelunterricht oder Kleingruppen statt. Das ideale Alter ein Streichinstrument zu erlernen, liegt bei ca. sechs Jahren. Idealerweise wird der Unterricht mit ca. 40 Unterrichtsstunden pro Jahr mit Ausnahme der Schulferien unterrichtet und idealerweise bleiben die SchülerInnen bis zum Ende ihrer Schulzeit (Abitur) dabei. Dabei errechnet sich eine Gesamtstundenzahl von ca. 400 bis 480 Unterrichtsstunden zu Unterrichtseinheiten von je 45 Minuten, die man in einem Zeitraum von zehn bis zwölf Unterrichtsjahren erhält. In Schulzeit umgerechnet würde das gerade einmal 3,5 Monaten Unterrichtszeit bei einem normalen 6-Stunden-Schultag entsprechen. Was genau lernt ein Schüler in dieser kurzen Zeitspanne von ungefähr drei Monaten? Diese rechnerische Aufstellung dient allein aufzuzeigen, wie viel Umfang das häusliche Üben beim Erlernen eines Musikinstrumentes einnehmen sollte.

Meines Erachtens gehört es dazu, Eltern diese Rechnung vorzuführen, die ihrem Kind Musikstunden ermöglichen möchten. Aber Musik hat doch gar nichts mit Unterrichtsstunden und Mathematik

zu tun! Es geht um das schöne musikalische Erleben beim Spiel und natürlich um Musikalität – so könnte an dieser Stelle ein berechtigter Einwand lauten. Aber ganz so einfach ist es leider nicht mit der Musik. Aus diesem Grund ist der Titel dieses Artikels sehr bewusst gewählt.

Das Thema der Musikalität hat mich in den vergangenen Jahren beinahe täglich begleitet. Ob es nun darum ging, sich selbst die Frage nach der eigenen Musikalität zu stellen oder diese im Schüler festzustellen. Aber was genau ist denn nun Musikalität? Woran kann man sie erkennen oder messen? Ist der Mensch musikalisch begabt, der überaus gute Leistungen auf dem Instrument erbringt? Und muss man dafür besonders begabt sein? Am Ende ist man doch ein Opfer der Vererbung, nicht wahr?

Ich bin selbst überhaupt kein musikalischer Mensch, noch ist irgend jemand in meiner Familie besonders musikalisch! Mein Ur-Großvater war aber ganz begabt auf dem Akkordeon! Diese oder ähnliche Aussagen dürften nur allzu bekannt sein oder - im schlimmsten Fall - hat man selbst dies so schon einmal geäußert. Meistens ist damit gemeint, dass jemand kein Instrument spielen gelernt hat. Ist es aber wirklich so? Sind alle nicht aktiv Musizierenden nicht musikalisch? Und was passiert, wenn das eigene Kind nach zwei Jahren Unterricht endlich in einem Konzert vorspielt und das Publikum nun bemerkt, dass es gar nicht musikalisch ist? *Man hört es dann nur allzu gut, und selbst ein musikalischer Laie im Publikum verzieht dann bei schiefen Tönen das Gesicht.* Aber ist es tatsächlich die fehlende Musikalität, die den jungen Instrumentalisten versagen lässt? Oder liegt es daran, dass der Schüler trotz elterlicher und pädagogischer Ermahnungen zum täglichen Üben einfach zu wenig Einsatz gezeigt hat? Tatsächlich habe ich täglich Begründun-

gen von SchülerInnen gehört, warum es einfach keine Zeit zum Üben gab. Nicht einmal die Mindestanforderung von fünf Minuten täglichen Übens konnte erfüllt werden. Oft blieb dann nur übrig, im Unterricht mit den SchülerInnen gemeinsam zu üben. Die fehlende Motivation meiner Schülerinnen hinterließ mich oft ratlos, denn auch eine freie Stückauswahl durch die Schüler änderte nichts. Es blieb mir nur übrig, meine Enttäuschung darüber zu äußern oder mich den wahren Gründen für deren fehlende Motivation zu widmen. Ich entschied mich für Letzteres.

Dies tat ich dann innerhalb eines Weiterbildungsstudiums am Internationalen Centrum für Begabungsförderung der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster im Rahmen meiner Diplomarbeit zum „Specialist in Gifted Education“. Als ich während meiner Recherche erste Informationen zu diesem Projekt zusammentrug, stieß ich ziemlich schnell auf Studien die belegen, dass sich die Leistungen von SpitzenmusikerInnen von denen ihrer Altersgenossen innerhalb der ersten fünf Unterrichtsjahre der Ausbildung nicht unterscheiden. Das bedeutet demnach, dass man während der ersten Unterrichtsjahre davon ausgehen muss, dass in jedem Kind ein potentieller Spitzenmusiker steckt, uneingeschränkt der vielen falschen Töne. Auch das Argument der fehlenden Musikalität, welche im Fachjargon Amusie heißt, trifft tatsächlich nur ca. 1- 2 Prozent der Gesamtbevölkerung und beruht meist ausschließlich auf krankhaften Veränderungen des Gehirns (wie z.B. nach Schlaganfällen).

Der Mensch als musikalisches Wesen

Um nun weitere Belege für die Musikalität des Großteils der Bevölkerung zu sichern, forschte ich in die Urgeschichte der

Menschheit und fand heraus, dass archäologische Funde belegen, dass sich Kunst und Musik tatsächlich zeitgleich entwickelt haben. Darüber hinaus belegen Funde von Knochenflöten ein Alter von 45.000 Jahren. Die Neandertaler der mittleren Steinzeit haben sich also definitiv musikalisch betätigt, und konnten, entgegen früherer Annahmen, sogar sprechen und singen! Der Mensch ist demnach schon sehr lange ein musikalisches Wesen.

Anhand des entwicklungsgeschichtlichen Alters von Musik stellt sich nun die Frage, warum aus Sicht der Evolutionstheorie Musik, als so genanntes überflüssiges genetisches Merkmal, überdauert hat? Um das Kriterium eines evolutionstheoretischen Nutzens überhaupt zu erfüllen, müsste Musik der Ernährung oder der Fortpflanzung dienen - beides ist nicht der unmittelbare Fall. Wenn man davon ausgeht, dass bei der Partnerwahl der Neandertaler nicht durch musikalische Einlagen die Nase vorn hatte, dann ist Musik tatsächlich evolutionstheoretisch gesehen überflüssig. Oder um es mit dem Psychologen und Harvard-Professor Steven Pinker zu beschreiben: Musik ist nicht mehr als akustischer Käsekuchen, schön wenn man ihn hat, aber sie könne durchaus unserer Spezies genommen werden ohne dass sich etwas wesentliches in anderen Lebensbereichen ändern würde. Diese Einstellung teilen glücklicherweise nicht alle. Fest steht jedoch, dass Musik etwas in uns Menschen bewirkt, von dem man allerdings nicht sagen kann, was es denn genau ist!

Musikalität im Mutterleib

Wie entsteht Musikalität dann aber im frühen Stadium der menschlichen Entwicklung? Hierzu geben Studien Antworten, die belegen, dass sich eine Musikalisierung schon im pränatalen Entwicklungsstadium

ausbildet. Ab der 28. Schwangerschaftswoche geht das Ohr des Fötus *online*. Das heißt, das Gehirn vernetzt sich und der Fötus kann ab dann das so genannte intrauterine Hintergrundrauschen in der Gebärmutter hören. Stimmen können ebenfalls gedämpft wahrgenommen werden und gelangen als Sprachmelodie ans Ohr. Zu diesem sehr frühen Zeitpunkt kommt der Fötus somit mit ersten musikalischen Parametern in Kontakt (laut, leise, kurz, lang, Tonhöhen und Melodien...). In experimentellen Studien wurden schwangeren Müttern zwischen dem 6.- 8. Schwangerschaftsmonat eingängige Melodien vorgespielt und ihnen gleichzeitig Entspannungstechniken beigebracht, so dass die Föten im Uterus viel Bewegungsfreiheit hatten.

Ab 37. Schwangerschaftswoche wurden den Föten die bekannten Melodien wieder vorgespielt und sie bewegten sich, sobald die Musik erklang. Sie hatten es *gelernt*, Musik und Bewegung zu verbinden. Föten, die die Musik nicht kannten, bewegten sich tatsächlich erst nach 6 bis 10 Minuten.

Wurde die Musik rückwärts abgespielt, bewegten sich die Föten gar nicht. Musik scheint also sehr früh zur menschlichen Erlebenswelt dazu zu gehören. Weitere Studien belegen, dass Babys nach der Geburt schon mit zehn Monaten Dur-Dreiklänge von anderen Dreiklängen unterscheiden können. Tatsächlich haben Babys eine Vorliebe für wohltönende Konsonanzen und für das kulturell vorherrschende Tonsystem und können auch falsche Töne innerhalb und außerhalb einer Tonart erkennen. Offenbar scheint sich diese Fähigkeit mit dem Alter zu verlieren. Junge Erwachsene erkennen die falschen Töne nur, wenn es sich um Töne handelt, die nicht zur Tonart gehören. Leider ist Musikalität zu diesem Zeitpunkt noch viel zu wenig erforscht und sie wird allzu häufig mit musikalischer Hochleistung gleichgesetzt. Dabei gelingt es gerade musikalisch begabten Menschen motivational nicht, ihr musisches Potential umzusetzen.

Musizieren als Tätigkeit kann man allein nur durch aufmerksames Üben er- >>



Bild: Shutterstock

>> lernen. Es stellt sich die Frage, ob konzentriertes Üben nicht auch eine starke Belastung im schulischen Alltag der SchülerInnen ist. Die Bastianstudie, welche als Langzeitstudie an Berliner Grundschulen durchgeführt wurde, zeigt hingegen, dass SchülerInnen speziell durch instrumentalen Gruppenunterricht vermehrt sozial-emotionale Stärkung erfahren. Ferner konnte belegt werden, dass das Musizieren zudem eine optimale Ausbalancierung der beiden Hirnhälften (Hemisphären) fördert und die zeitliche Mehrbelastung durch die Übungszeiten sich nicht negativ auf andere Schulfächer auswirkt.

Auf der 5. Musikermedizinischen Tagung der Psychosomatischen Klinik Bad Neustadt an der Saale, die ich 2012 besuchte, wurde ich aus wissenschaftlicher Sicht mit dem Thema „Burnout“ bei Hochleistungsanforderungen konfrontiert. Demnach entwickeln 45 Prozent der Musikstudierenden physische und 60 Prozent psychische Krankheiten. Hochleistung steht spätestens im Musikstudium an erster Stelle bei allen MusikerInnen. Aber das ist nicht das erklärte Ziel für die meisten InstrumentalschülerInnen. Allerdings hat unsere Gesellschaft im Zuge einer immer schneller werdenden Entwicklung und der Digitalisierung ein extrem hohes Leistungsniveau generiert, und jeder Mensch besitzt einen mehr oder minder selbstmotivierten hohen Anspruch an sich selbst. Leistungsdruck ist daher eine nicht zu vernachlässigende Komponente im Instrumentalspiel. Allerdings liegen zwischen Übungszeiten von angehenden MusikstudentInnen und anderen InstrumentalschülerInnen ein grundlegender Unterschied. Jeder Musikstudent hat bis zu seinem 18. Lebensjahr bereits ca. 15.000 bis 18.000 Übungsstunden absolviert. Der durchschnittlich motivierte Instrumentalschüler übt nach meinen eigenen Berechnungen nur etwa 10 Prozent dieser Stundenzahl bis zum Ende seiner Instrumentalausübung.

Zusammenspiel von Epigenetik und Lernfähigkeit

Weitere Antworten auf meine bis dahin noch offene Fragestellung finden sich in der wissenschaftlichen Disziplin der Epi-

genetik (epi: über die Genetik hinaus). In den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde von Wissenschaftlern weltweit das Humangenomprojekt als Forschungsprojekt ins Leben gerufen. Ziel war die Erforschung des menschlichen Genoms, um Krankheiten wie zum Beispiel Krebs zu heilen. Man ging davon aus, dass der Mensch über 120.000 Gene verfügt. Als 2003 die Ergebnisse der Humangenomprojektes verkündet wurden, hinterließen diese schockierte Wissenschaftler. Die am Projekt beteiligten GenetikerInnen hatten herausgefunden, dass das menschliche Genom nur etwa 25.000 Gene enthält, also nur 20 Prozent der vermuteten existierenden DNS! Die Ergebnisse erforderten eine Reflexion des sogenannten genetischen Determinismus. Wie erklären sich demnach das enorme menschliche Verhaltensrepertoire und seine Lernfähigkeit gegenüber einfacheren Organismen?

Die Epigenetik steht am Beginn einer spannenden Reise und versucht Erklärungsansätze dafür zu finden. Man geht aber davon aus, dass es zu einer Änderung des menschlichen Genoms kommt, ohne dass sich die eigentliche DNA verändert. Man spricht von so genannten *epigenetischen Mustern*, die sich unter anderem als Reaktionen auf erlebte Emotionen verändern und damit die Genexpression beeinflussen.

Bewusstes und unbewusstes Denken beim Üben

Zurück zum Musizieren - erfolgreiches Üben entsteht, wenn zwischen Körper und Geist eine optimale Balance herrscht. Der Prozess des musikalischen Übens wird von Außenstehenden meist auf den motorischen Aspekt reduziert, der vom Unterbewusstsein gesteuert wird. Der Prozess des musikalischen Übens ist jedoch hoch komplex. Man unterscheidet beim Üben das eingesetzte bewusste Denken, welches kreativ ist, und das unbewusste Denken, das aus erlernten Programmierungen gespeist wird. Tatsächlich wird der größte Teil des Tagesgeschehens mit ca. 95 Prozent vom Unterbewusstsein gesteuert. Kinder bis zum sechsten Lebensjahr verfügen über eine Gehirnwellenfrequenz von 0,5 bis 8 Hz, welche sehr empfänglich für Program-

mierung ist und dem Zustand der Hypnose ähnelt. Daher speichern Kinder auf diese Weise das gesamte bewusste Weltwissen ihrer Eltern ab. Diese Programmierungen sind später nur eingeschränkt lösbar. Oft lassen sich aus diesen Gründen erwünschte Lernerfolge aufgrund von alten Programmierungen nicht umsetzen, obwohl eine grundlegende musikalische Begabung und auch die notwendige Motivation zum Üben vorliegt.

Jeder von uns hat als Kind sicher einmal Sätze gehört wie zum Beispiel: *Das kannst du nicht! Lass das lieber! Du bist dumm! Du kannst gar nicht singen!* Leider werden solche Sätze im späteren Leben häufig zum festen Bestandteil unserer inneren Überzeugungen und lassen sich schwer verändern.

Das evolutionäre Geschenk der Natur

Am Ende dieses Artikels, hoffe ich, eine neue Sichtweise auf den Mythos der musikalischen Begabung hinzugefügt zu haben. Musikalität ist nach meinem Dafürhalten nicht mehr oder weniger genau das was sie ist - das evolutionäre Geschenk der menschlichen Natur! Musik kann als Kommunikationsmittel genutzt werden, sofern man sich bewusst dafür entscheidet und dies nicht durch unsere Umwelt eingeschränkt wird. Musikalischer und künstlerischer Ausdruck ist meines Erachtens ein hervorragendes Mittel, um das uns innewohnende menschliche kreative Potential voll zu entfalten. ■

Autorin



Kira Rose,
Intermediale
Kunsttherapeutin,
M.A., Specialist
in Gifted

Education, ECHA-Diplom, Musikerin,
Instrumentalpädagogin, Coach und
Dozentin in der Erwachsenenbildung in
Hamburg.